

Nur eine Frau

Erinnerungsbericht von Ina Roberts (1904 – 1977)
verfasst 1951

Es war in jenen Märztagen 1938, als die deutschen Stiefel die Freiheit Österreichs zertrampelten und es „Anschluss“ nannten. Es war in jenen Märztagen 1938, als manche Österreicher, verblendet, irreführt, verstockt, mithalfen, den verräterischen Dolch ins Herz des Vaterlandes zu stoßen. Es war in jenen Märztagen, als das Beste im österreichischen Wesen, trotz Terrors und Verhetzung, noch besser wurde, ohne viel Worte darüber zu machen, ohne je auf die Gloriele des Heldentums zu warten oder nur an sie zu denken.

Es war in meinem Geburtsort Wolkersdorf, nicht weit von Wien, wo mich die Nazis verhafteten und mich in den Gemeindegewitter werfen ließen. Ich hatte damit gerechnet, war ganz darauf vorbereitet, sodass der kleine Ortsdiktator um die Freude kam, mich aufgeregt oder gar in Tränen zu sehen. Je ruhiger ich war, desto aufgeregter wurde der Herr Ortsgruppenführer oder wie immer er sich nennen ließ. Da musste er zu stärkeren Mitteln greifen. Die Dunkelzelle des Gemeindegefängnisses schien die richtige Behausung für eine so verstockte Anti-Nazi wie ich, die es wagte sarkastische Bemerkungen zu machen und nicht aus der Ruhe zu bringen war. „Also in die Dunkelzelle mit ihr.“

Die Dunkelzelle war nicht nur wirklich dunkel, sondern hatte auch den durchdringenden Gestank von Feuchtigkeit und Schmutz. Als ich über die Schwelle ins ungewisse Dunkel schritt, hörte ich die Stimme der Wärterin des Gefängnisses sagen: „Aber dort kann ich sie doch nicht einsperren, die Zell’ war doch seit Jahren nicht benützt.“ Ich erschrak über den Mut der Frau, die es wagte, so zum Gendarmen, den die Nazis für diese „Amtshandlung“ vorgeschoben hatten, zu sprechen, und ich beeilte mich zu sagen: „Wenn ich ein Kerzenlicht und einen Kübel heißen Wassers bekomme, um die Zelle auszureiben, werde ich mich hier ganz wohl fühlen.“ – „Kein Licht, kein Wasser, keine Nahrung für 24 Stunden“, sagte der Gendarm. – „Auch gut“, entgegnete ich, „Licht hab’ ich genug in mir, um ein wenig Dunkelheit zu ertragen, und verhungern tut man nicht so schnell.“ Und die schwere Eisentür schloss sich hinter mir.

Erst wenn es ganz dunkel um uns herum, erkennen wir völlig die Stärke des inneren Lichtes. Ich war weder beunruhigt noch erregt. Ich versuchte nur, mich zurecht zu finden. Da war ein rohes Stockerl, ein scheußlich stinkender Kübel und eine Pritsche mit einem faulen, feuchten Strohsack. Draußen war Frühling. Draußen blühten die ersten Veilchen. Draußen schien die Sonne. Aber war draußen Freiheit? War nicht hier, in dieser schmalen Dunkelzelle alle Freiheit, die ich benötigte, um standhaft und ruhig zu sein? Und meine Gedanken begannen über Gefilde zu wandern, die alle Kerkermauern sprengten und alle Tyrannei zu Schanden machten. Ich saß ruhig auf meinem Strohsack und die Zeit verging.

Es mussten wohl einige Stunden vergangen sein, als ich plötzlich Schlüssel rasseln hörte, das Guckloch der Zellentür sich öffnete und die Stimme der Gefängniswärterin sagte: „Schnell, Gnä' Frau, essen Sie die Supp'n, so lang sie schön heiß ist.“ Ich sprang auf. „Nein, nehmen Sie die Suppe fort. Sie bringen sich ja selbst in Gefahr. Man wird Sie noch hier mit mir einsperren“, sagte ich rasch. – „Und wenn ich auch hier mit Ihnen eing'sperrt werd', Sie müssen die Supp'n essen, das wär' ja noch schöner“, sagte sie fest. Ich aß die Suppe. Sie war die beste Suppe, die ich jemals vorher oder nachher in meinem Leben gegessen habe.

Wer war diese Frau, die mit selbstverständlichster Menschlichkeit Terror und Grausamkeit zunichte machte? Ich musste an ihr wohl unzählige Male vorbei gegangen sein in meinem Geburtsort, ohne sie je beachtet zu haben. Ich schämte mich, einen solchen Menschen übersehen zu haben.

Mir die Suppe zu bringen, war nicht das Einzige, was sie für mich tat. Spät abends, wenn sie sicher war, dass die Herren Dorfdiktatoren anderweitig beschäftigt waren, brachte sie mir warme Decken in meine Zelle. Und ich schlief die ganze Nacht friedlich und sorglos, mit den herrlichsten Träumen von weiten Wanderungen in den österreichischen Bergen gesegnet.

Kein Wunder, dass der Herr Dorfdiktator in neuerliche Wut geriet, als er mich in der Früh, ruhig und zufrieden, auf der Pritsche sitzend, vorfand. „Kommen Sie heraus, Sie“, schrie er mich an, als würde er sich vor der Dunkelheit der Zelle fürchten, durch die er mit einer Taschenlampe leuchtete. Und im schmalen Gang außerhalb meiner Zelle schrie er sehr erregt: „Sie bekommen keine bessere Zelle, verstehen Sie?“ – „Aber ich bin ja mit meiner Zelle sehr zufrieden“, sagte ich und wagte es, den Herrn Gruppenführer anzulächeln. Er hob die rechte Hand als würde er mich schlagen oder in die Zelle zurückstoßen wollen. Schnell sagte ich: „Bemühen Sie sich nicht, ich gehe ganz allein in meine Zelle zurück.“ Und wiederum schloss sich die schwere Eisentür hinter mir.

Zehn Tage hielten mich die Nazis in diesem dunklen, stinkenden Loch, bevor sie mich im „Grünen Heinrich“ erst auf das Polizeigefängnis auf der Elisabethpromenade brachten und dann nach dem Landesgericht I.

Aber ich bin für jede Minute, die ich in jener dunklen Zelle verbracht habe, dankbar. Nicht nur, dass ich viel von meiner eigenen Stärke entdeckte, ich lernte auch meine Wärterin besser kennen. Sie war wahrhaftig einer jener Menschen, über die keine Bücher geschrieben, keine Lieder gesungen und denen keine Monumente gesetzt werden, aber trotzdem war sie ein ganzer Mensch, der mir den Glauben an den österreichischen Menschen wiedergab.

Jeden Morgen ging sie in die Frühmesse. Ihr besonderer Schutzpatron war der Heilige Antonius. „Und für wen beten Sie denn ganz besonders, Mutter Aicher?“, sagte ich, denn so nannte ich sie schon seit dem zweiten Tag. – „Ich bet' für alle ...“, sagte sie ruhig, „damit alle lernen ..., und ich bet' für Österreich.“

Sie brachte mir täglich frisches Wasser oder erlaubte mir sogar, ganz früh morgens mir Wasser vom Gemeindebrunnen zu holen. Ich konnte mich waschen, die Nazis mussten mir ein Kerzenlicht erlauben und meine Mutter durfte mir Essen schicken. Die Wärterin schmuggelte kleine, innige Botschaften zwischen mir und meinen Eltern hin und her. Eines dieser „Kassiberln“ trage ich seit vielen Jahren als Talisman in der Brieftasche. Sie setzte sich spät abends auf meine Pritsche und wir „philosophierten“. Und mancher Weiser hätte sich vor der Weisheit dieser Frau gebeugt.

Sie tat alles, was „verboten“ war, und Menschlichsein war unter dem Naziterror das ärgste Verbrechen. Einmal sagte ich ihr: „Ihnen sollte ein Monument errichtet werden, mitten am Marktplatz.“ – „Mir? Um Gottes Willen, ich hab’ doch nix getan, ich bin weder ein Feldherr noch ein Dichter. Ich bin doch nur eine gewöhnliche Frau“, sagte sie fast verschreckt.

Ich habe sie nie vergessen. In den vielen Jahren, die folgten, sah ich sie oft vor mir, besonders, wenn ich in England heimwehkrank war oder mich das Grauen des totalen Krieges, das Tod auf Frauen, Kinder und Greise schickte, anpackte. Da sah ich sie oft vor mir wie das Symbol von Stetigkeit und Vernunft, von Menschlichkeit und Einsicht. Ich sah sie vor mir, so wie ich sie verließ: mittelgroß, rundlich, das dunkle Haar feinsäuberlich zurückgekämmt und zum Knoten geflochten, die dunklen Augen voll traurig-weiser, zeitweise aber humorvoller Lichter, eine immer saubere, einfache, große blaue Schürze umgebunden. So ganz und gar österreichisch.

Während meiner ersten Nachkriegsreise von England in die Schweiz sandte ich ihr ein Packerl Kaffee. „Ich musste die vielen Jahre warten, um Ihnen danken zu können, was Sie an mir Gutes getan haben“, schrieb ich ihr. – „Den Kaffee habe ich auf Ihre Gesundheit getrunken, aber danken hätten Sie mir nicht sollen. Ich habe ja nur meine menschliche und christliche Pflicht erfüllt“, war ihre lakonische Antwort.

Als ich im vergangenen Jahr zum ersten Mal nach elf Jahren meinen Geburtsort besuchte, war mein erster Weg zum Gemeinde-Gefängnis. Es war Sonntag und der kleine, alte Marktflecken lag ruhig und friedlich da, als wäre nie Krieg und Weltgeschehen über unser Land, Europa und Millionen von Völkern gejagt. Ich wusste, wo der Eingang zu ihrer kleinen Wohnung war und rief: „Mutter Aicher.“ Und dann umarmten wir einander, tapfer, aber erfolglos Tränen der Rührung zu unterdrücken versuchend. Ein paar graue Strähnen glitzerten in ihrem schwarzen Haar. Ein paar Fältchen in ihrem Gesicht waren tiefer geworden. Sonst war sie, wie ich sie in der Erinnerung mitgenommen hatte. Sie holte ihren großen Schlüsselbund. Sie wusste schnell, was ich wollte. Die schwere Tür meiner Zelle ging knirschend auf. Ich trat, ein freier Mensch und Bürger, in die Dunkelheit. Und ich dankte Gott nicht nur für meine Errettung, sondern auch für die Tage, die ich dort überstehen durfte.